

Aspekte

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **NIKE-Bulletin**

Band (Jahr): **23 (2008)**

Heft 5

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Vom Gewerbe zum Kulturgut: Die Gipsindustrie von Schleitheim



1938 wurde in Oberwiesen, einem Ortsteil der Schaffhauser Gemeinde Schleitheim, ein Gipsmuseum gegründet, welches an den hier im 18./19. Jahrhundert bedeutsamen Gewerbezeit erinnert. Bedeutsam war er in Bezug auf den Abbau des Gipsgesteins und dessen Weiterverarbeitung zu Gipsmehl, dem Ausgangsprodukt für barocke Stuckaturen, Innenausbau, Formenbau, Zementherstellung und für die frühere Landwirtschaft. Seit 70 Jahren sorgen das Museum und der Stollen für die Erhaltung eines gewerblichen Kulturgutes und technischen Denkmals in einer wirtschaftlich nicht verwöhnten Randregion. Das Gewerbe prägte die Gemeinde nachhaltig: Mit dem Gipsabbau verbunden war die Entstehung eines Industriequartiers in unmittelbarer Nähe zur Landesgrenze. Die Einzigartigkeit dieses Museums und des Besucherstollens führt nun dazu, dass die Anlage vom Bund als Geotop von nationalem Interesse eingestuft werden soll. Ein Geotop ist ein erdgeschichtliches Gebilde der unbelebten Natur, das Erkenntnisse über die Erdentwicklung vermittelt.

Das alte Plakat des Schleithheimer Gipswerks zeigt einen schematischen Querschnitt durch das Bergwerk.

In den Gipsstollen

Heute ist noch ein letzter von acht ehemaligen Gipsstollen zugänglich und Teil des Museums. Aus dem vor 1864 angelegten und ebenerdig (445 m ü. M.) in den Berg führenden Stollen wurde bis 1937 Gips gefördert. Er ist noch auf etwa 350 Metern begehbar, 57 Meter liegen im Wasser. Alle anderen, zusammen rund 1700 Meter langen, ausgebrochenen Stollen, auch der 1936 eröffnete und bis 1944 betriebene, wurden aufgegeben und dem Zerfall überlassen, die Mundlöcher wurden vermacht.

Um zum Gipsgestein zu kommen, müssen die Besuchenden 50 Meter in gebückter Haltung durch den mit Kalk überdeckten Zugangstollen gehen. Ursprünglich war er ausgezimmert, das heisst auf drei Seiten mit Holz gesichert, und nur in den absolut notwendigen Dimensionen ausgebaut, damit die Arbeiter die Lore von Hand aus dem Stollen schieben konnten. Nachdem die Gipsschicht erreicht ist, weitet sich der Stollen auf bis zu sechs Metern Breite und Höhe. Auf Stützungen konnte hier verzichtet werden, wenn die Sicherheitsregel, einen Drittel des Grubenfeldes als Sicherungspfeiler stehen zu lassen, eingehalten wurde. Seit 1992 ist der Besuchergang trotzdem auf der ganzen Strecke gesichert und mit elektrischem Licht beleuchtet.

Im Stollen ist dank des Aufschlusses die Schichtung des Evaporitgesteins (Verdunstungsgesteins) sehr schön zu sehen. Ebenfalls kann die Abbautechnik verfolgt werden. Vom Hauptstollen aus gehen Nebenstollen um die den Berg tragenden Pfeiler herum und führen

wieder zum Hauptstollen zurück. Allerdings sind heute diese Nebenstollen zum grössten Teil verstürzt und nur mehr einsehbar.

Die Geologie

Gemäss Geologen entstand das Gipsgestein ($\text{CaSO}_4 \cdot 2\text{H}_2\text{O}$, Calciumsulfat-Dihydrat) vor rund 240 Millionen Jahren, als ein heiss-trockenes (arides) Klima weite Teile der Erdoberfläche bedeckenden Wassers verdunstete und die darin enthaltenen Mineralien ausgefällt wurden. Ist das Wasser auf rund 30 Prozent der ursprünglichen Menge eingedunstet, werden Gips und Anhydrit, ab neun Prozent Steinsalz ausgeschieden. Die Anhydritgruppe besteht in der Region Schleithem aus einer verschiedengestaltigen, zehn bis 15 Meter dicken Abfolge von Anhydrit und Gips im unteren beziehungsweise einer 15 bis 20 Meter dicken Abfolge von Dolomitlagen, Tonen und Mergeln im oberen Teil. In den Gipsstollen von Oberwiesen wurden die Gipsvorkommen des Mittleren Muschelkalkes erschlossen und abgebaut. 1823 und 1836 wurde auch nach Salz gebohrt, allerdings vergebens.

Geschichte der Schleithemer Gipsindustrie

Es darf angenommen werden, dass die im 1. Jahrhundert in Schleithem siedelnden Römer den Baustoff Gips für den Auf- und Ausbau ihrer Militärstation Iuliomagus verwendeten. Und es darf auch vermutet werden, dass sie diesen vor Ort gebrochen und zu Gipsmehl verarbeitet haben. Nur wenig entfernt liegt nämlich ein heute noch offener, im 18./19. Jahr-

hundert genutzter Gipssteinbruch im Flurbezirk «Salzbrunnen». Auch der Flurname mag ein Hinweis auf das gipshaltige Gestein sein, ist doch Steinsalz ein bei der Entstehung des Evaporitgesteins ausgefalltes Mineral. Nicht weit unterhalb dieses Gipssteinbruchs bauten die Römer die Therme ihres Städtchens, das öffentliche Bad, das heute als Museum an die Baukunst sowie an die Badekultur der Römer erinnert. Sehr viel später, im Jahr 1799, entstand im Umfeld eine Gipsmühle.

Nach der Aufgabe der römischen Siedlung dürfte der Gips in Vergessenheit geraten sein, da nach den Römern der Steinhausbau und die Verwendung von Gips lange Zeit nicht mehr angewendet wurden. Erst 1712 gibt ein Eintrag in der Gemeinderechnung einen Hinweis auf die Anwendung von Gips. Laut jenem Vermerk zahlte die Gemeinde Hans Heinrich Bächtold «für Gemeindestuben lbßen» (gipsen) neun Gulden und für das «lbß Malen» (Gips mahlen) vierundzwanzig Kreuzer. Die Bedeutung des Gipses nahm im Laufe des 18. Jahrhunderts infolge des Anwachsens der Bevölkerung eminent zu. So ist in der Geschichte der Gemeinde Schleithem nachzulesen, dass «die Kunst, in Gips zu arbeiten, zur Profession», also zum Beruf wurde. In den Akten der Gemeinde findet sich 1758 auch die Bezeichnung «Gibsmann», was sowohl einen Gipser als auch einen Gipssteinbrecher bezeichnen kann.

Während der Hungerjahre 1770/71 kam in der Gegend von Schleithem die Gipsdüngung auf. Und weil sich Gipsmehl vorteilhaft auf die Bodenfruchtbarkeit auswirkte, führte dies zum Auf-

bau einer ganzen Infrastruktur für den Gipsabbau und die Weiterverarbeitung der Gipssteine in Schleithem.

Die Zahl der rund 150 im Gipsgewerbe beschäftigten Schleithemer weist auf die Bedeutung dieses Gewerbebezweiges hin. Da die Produktion den örtlichen Bedarf bald überstieg, wurde das Gipsmehl auch ausserhalb der Gemeinde verkauft. Für den Transport zu den Abnehmern wurden etwa 100 Pferde eingesetzt.

Auf dem Gebiet der Gemeinde Schleithem kommt Gips sowohl oberflächlich als auch im Berg vor. Anfänglich wurde er nur oberirdisch abgebaut. Aber schon vor 1790 wurden die Steine im Untertagebau gebrochen. Der Bedarf an Bau- und Düngegips war der anwachsenden Bevölkerung wegen gestiegen.

Gipsverarbeitung

Bevor das Rohmaterial Gips als Baustoff oder Düngemittel zur Anwendung gelangt, müssen die Steine zu Gipsmehl verarbeitet werden. Am 22. September 1788 stellte der Schleithemer Bäcker Christian Stamm bei «Unseren Gnädigen Herren» der Stadt Schaffhausen das Gesuch zum Bau einer Gipsmühle «beim grossen Haus am Dorfplatz». Später kamen acht weitere dazu, was wiederum die Bedeutung des örtlichen Gipsgewerbes dokumentiert.

1791 wurden 9000 Fass Gipsmehl ausser Dorf verkauft. Die Steine durften nicht exportiert werden, da die Gemeinde die volle Wertschöpfung im Dorf behalten wollte. So partizipierte die Gemeinde am Erfolg des Gipsabbaus mit der Verpachtung der Steinbrüche sowie den Abgaben des verkauften Gipsmehls.

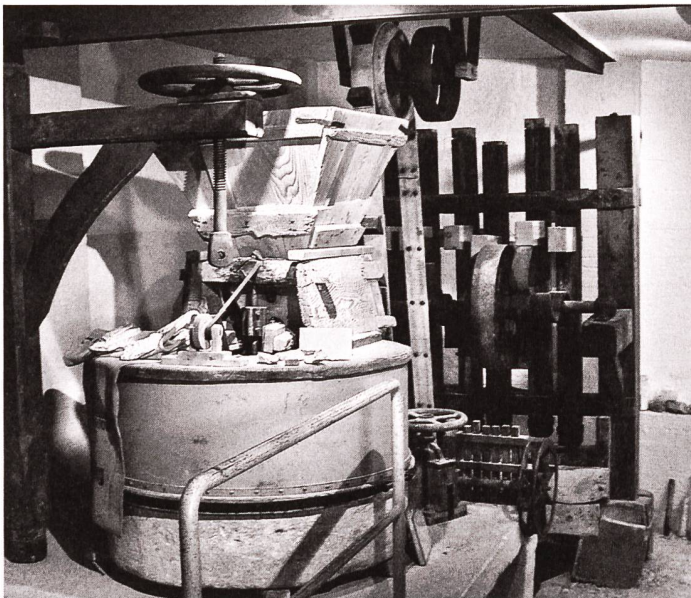
aspekte



Die letzten Stollenarbeiter: Bis 1944 wurde noch Gips für die Zementindustrie abgebaut.



In der Gipsschicht werden die Stollen höher und breiter. Durch das herabgestürzte Gipsgestein nach der Einstellung des Gipsabbaus gibt es heute unterschiedliche Niveauhöhen.



Beispiele einer Gipsmühle (links) und einer Gipsstampe im Museum.



Eindrucklich präsentiert sich der Stollen beim so genannten Frauenbad.

Schleitheim war in den Sparten Gipsabbau und Gipshandel in der Region dominierend, weil sich hier sowohl Gipsvorkommen von «vorzüglicher Qualität» als auch Verarbeitungsbetriebe befanden. Die Gemeinde wurde zum «Zentrum der Gipsproduktion der Ostschweiz», wie Johann Heinrich Imthurn in seiner 1865 in Frauenfeld erschienenen Schrift über das landwirtschaftliche Düngewesen schrieb. Ein Drittel der Gipsproduktion ging an das Baugewerbe, rund zwei Drittel des Schleitheimer Gipsmehls gelangten als so genannter Ackergips zu den Landwirten. 1856 wurden gemäss der Schleitheimer Lokalchronik (1930) 100 000 Säcke Gipsmehl (etwa «120 000 Centner») aus Schleitheim ausgeführt. Vom Jahr 1860 weiss man, dass 180 000 Zentner (9000 Tonnen) Gipssteine gebrochen wurden, davon 110 000 ober- und 70 000 Zentner unterirdisch.

Im Zusammenhang mit dem Gipsgewerbe entstand Anfang der 1870er-Jahre das Oberwiesenquartier. Am 13. März 1874 wurden eine Gipsmühle für Acker- und Baugips (Stamm, Wanner & Cie) nebst anderen «Etablissements» wie einer Sägerei sowie einer mechanischen Werkstätte mit Mühlenbau dem Betrieb übergeben. Ein Jahr später wurden eine Leinenweberei und Seilereie errichtet. Dieses Industriequartier besteht heute noch, obwohl hier mittlerweile andere Produkte hergestellt werden.

Um die Jahrhundertwende hatte der Ackergips mit dem Aufkommen des industriell hergestellten Düngers, der Konkurrenzierung durch schweizerische Tagebaubetriebe

sowie infolge von Zollhemmnissen des angrenzenden Deutschlands und fehlender Schienenverbindung seine Bedeutung verloren. Aus diesen Gründen verkaufte die Firma Stamm & Cie. 1904 das Gipswerk sowie die Rechte zur Ausbeutung der Gipsbrüche «an der Halde» (Flüelihalde) an die Gips-Union AG in Zürich. In der Folge wurden der Gipsabbau und die Verarbeitung in Schleitheim eingestellt.

Umnutzung und kurze Renaissance

Nach dem Niedergang des Gipsgewerbes kaufte der engagierte Bürger Christian Stamm die Werke in Oberwiesen auf und versuchte die seit 1903 stillgelegten Gipsstollen auf seine Weise zu nutzen. 1908 legte der gelernte Gärtner in Oberwiesen eine grosszügige Obstplantage an. Den heute noch zugänglichen Stollen baute er zum Lagerkeller aus, weil die Temperatur darin sommers und winters konstant bei rund 8°C liegt. Doch die hohe Luftfeuchtigkeit war der Lagerhaltung abträglich, so dass er das Vorhaben aufgeben musste. In seiner vor dem Stollen errichteten Werkstätte ist heute das Gipsmuseum eingerichtet.

Der Buchdrucker und Zeitungsverleger Johann Georg Stamm war der letzte Unternehmer, der Gips brechen liess. 1919 erwarb er die Anlagen aus dem Nachlass von Gärtner Stamm. Doch erst nach langwierigen Verhandlungen um die Konzession mit der Gemeinde und anderen Stellen erhielt er 1927 die Abbaugenehmigung. Ihm ging es vor allem darum, in den Krisenjahren Arbeitsplätze zu schaffen und Güter

auf die 1905 eröffnete Strassenbahn Schaffhausen–Schleitheim zu bringen. In den Jahren 1931 bis 1935 wurden jährlich ca. 1200 bis 1400 Tonnen Gipssteine gefördert. Noch 1936 wurde ein neuer – der letzte – Stollen in der Gegend angelegt. Abnehmer des Rohgipses waren die Portland-Cementwerke Thayngen. Doch 1944 kam das endgültige Aus für das Schleitheimer Gipsgewerbe.

Die Buchdruckerfamilie Stamm als letzte Eigentümerin der Grundstücke und Bauten richtete 1938 ein Gipsmuseum ein und begleitete Besucher in den Stollen. 1962 gingen die Anlagen an die Gemeinde, welche sie in eine Stiftung überführte. Freiwillige betätigen sich seither als Führer und sorgen für den Unterhalt. 1996 wurde das Museum völlig neu eingerichtet. Auch konnten eine Gipsstampe und eine Gipsmühle installiert werden, um die Weiterverarbeitung der Gipssteine zu veranschaulichen.

Uli Stamm

Literatur:

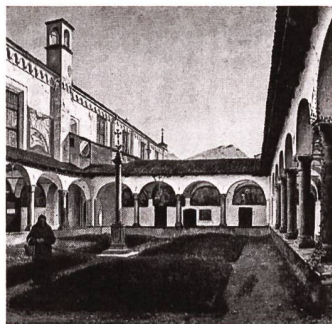
Iwan Stössel, Walter Stehrenberger, Uli Stamm. Das Schleitheimer Gipsgewerbe. Schleitheim, Stiftung zur Förderung des Gipsbergwerkes und Gipsmuseums Schleitheim, 2005. 52 Seiten mit zahlreichen Abbildungen in Farbe und Schwarz-Weiss. Fr. 19.50. ISBN Nr. 3-9522515-8-5. Bestelladresse: Gipsmuseum, 8226 Schleitheim

Das Gipsmuseum ist jeden ersten Sonntag der Monate April bis Oktober für Einzelbesucher geöffnet. Gruppen können einen Besuch beim Verkehrsverein Schleitheim-Beggingen buchen (info@randental.ch).

Wer sich für die Weiterverarbeitung von Gips und anderem Mahlgut interessiert, sei auf die originelle, einzigartige Museumsmühle im benachbarten Stühlingen-Blumegg (D) aufmerksam gemacht.

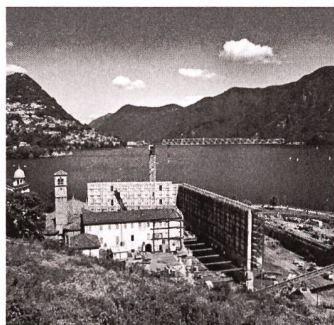
Le insolite meridiane di Santa Maria degli Angioli (Lugano)

Santa Maria degli Angioli, e non «degli angeli» come sarebbe corretto dire in italiano, è un termine luganese. Si diceva «degli Angioli» già quando Bernardino Luini, in quella chiesa dipingeva uno degli affreschi più ammirati della Svizzera. Era «degli Angioli» quando, verso il 1739, padre Giambattista Fè da Gentilino, gnomonico insigne, calcolava i tratti e le curve delle meridiane che intendeva realizzare. Forse, delle meridiane sul fianco della chiesa degli Angioli c'erano già, ma opera di padre Giambattista Fè le definisce, e doveva saperlo, padre Gian Alfonso Oldelli, il quale scrive (parlando delle sue meridiane) «se ne veggono parecchie, non solamente in questo convento di Lugano, ma in altri conventi ancora, ... e tutte esatte». Da quando era stato chiuso il Grand Hotel Palace (l'attività cessa negli anni '60) nessuno più le aveva viste, se non in pochissime occasioni. Ora, queste meridiane potrebbero rinascere. Nessuna guida, per ora, le cita, eppure sono davvero notevoli.



Il chiostro del convento in un dipinto di L. Bisi: Sul fianco della chiesa si vedono le meridiane. Nelle lunette del porticato il ciclo pittorico parzialmente recuperato e portato all'interno della chiesa

Chi oggi percorre Via Nassa a Lugano, da piazza Riforma fino ad arrivare a piazza Luini, fa fatica ad immaginare i rumori e gli odori che c'erano nei secoli passati, erano i rumori e gli odori delle attività legate alla pesca e all'artigianato, non c'era il lungolago che vediamo adesso, le case davano più o meno direttamente sul lago. Qui c'era qualche orto, e verso il lago si attaccavano le barche. Sotto le arcate si stendevano le reti, si scaricavano merci, si discuteva degli



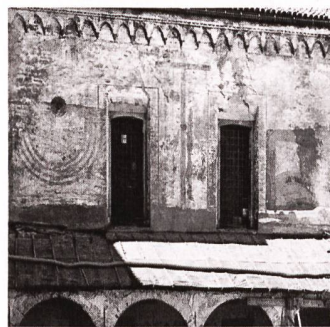
Il cantiere Nuovo Centro Culturale. L'edificio allungato è il vecchio convento.

avvenimenti del giorno. Dove ora vediamo la chiesa, la città finiva. Qui c'era una delle porte della città. Qui si sentivano le litanie e le orazioni dei frati osservanti di San Francesco. Qui vicino sono stati curati gli appestati e qui inizia un importante capitolo di storia luganese.

Dal convento di Santa Maria degli Angioli al nuovo centro culturale

Ecco quanto si può trovare nell'ottima monografia edita dalla banca del Sempione che Don Isidoro Marcionetti ha presentata nel 1975; in riassunto: Nel 1445 i primi frati osservanti di San Francesco cercano una sistemazione a Lugano, sono in una situazione di disagio, in una petizione inviata a Ludovico il Moro si indicano «ex pauperrimo locello nostro sanc-

te Marie angelorum extra Lugano», sono ascoltati qualche anno dopo, e fu così che, come ci dicono le cronache, il giorno «17 febbraio 1499 alle hore 16», si diede inizio alla costruzione della venerabile chiesa, e il 26 di giugno 1515 monsignor Galeazzo Baldirò, vescovo di Tiberiade la consacrò con una messa solenne. Impadronitisi gli alti Cantoni svizzeri del borgo di Lugano, ne distrussero subito il castello che stava fra la strada di Cassarago (Cassarate) e il lago, e con quel materiale si iniziò la costruzione di un nuovo convento presso la porta della città, dove già esisteva una cappella dedicata alla madonna. Il convento si dimostrerà di grande utilità per la città, e notevole diventerà la sua biblioteca. Al momento della secolarizzazione questa raccolta costituirà il fondo più antico della biblioteca cantonale di Lugano. Il convento verrà acquistato dai fratelli



La situazione attuale delle meridiane.

Ciani, con tutti gli orti e i ronchi. La loro idea era quella di trasformare il convento in un nuovo albergo; sorgerà con il nome di «Hotel Du Parc» ed inaugurerà l'epoca turistica di Lugano. Quale conseguenza della trasformazione da convento in albergo ci fu l'oscuramento di tre ampie finestre sul lato sud, quelle che davano i toni migliori all'affresco del Luini (per supplire a questa mancanza di luce fu aperto un rosone sulla facciata), poi,

ai primi del '900, con un ulteriore innalzamento e un nuovo nome «Grand Hotel Palace» alla chiesa venne tolta altra luce. Il Grand Hotel Palace resterà attivo fino agli anni '60, per poi



La meridiana a ore italiane e francesi.

cadere sempre più in degrado. Tra qualche anno, nel 2012, dovremmo vedere nell'area dell'ex albergo un nuovo edificio, dove erano i ronchi sorgerà il nuovo teatro e al posto del parco rivolto a mezzogiorno un nuovo museo. Resteranno, e con ogni probabilità le rivedremo come erano, le meridiane realizzate da padre Giambattista Fè e una parte dell'ex convento. La chiesa è tutelata dal 1911, il chiostro e l'edificio ex convento (quanto ne rimane), dal 1976.

Sanno ancora parlare le meridiane di Santa Maria degli Angioli?

Più che leggerli si indovinano, e solo con qualche sforzo, i significati di quei segni sul muro della chiesa di Santa Maria degli Angioli rivolto verso Sud, ma parlano, iniziano a far sentire la loro voce. Una voce silenziosa, ma una voce forte, e che, viste da chi di Meridiane si intende, fanno dire straordinarie. Ci sono meridiane che sanno indicare le ore nel sistema italico, nel sistema babilonese, nel sistema francese, o con l'indicazione canonica (alla quale fa riferimento il vangelo) che stabilisce gli otto momenti di preghiera contemplati nella

regola benedettina, con la prima ora che si riferisce all'alba, la terza a metà mattino, la sesta al mezzogiorno, la nona a metà pomeriggio e la dodicesima (il vespro) al tramonto.

Sono quest'ultime, espressioni quasi dimenticate, oggi leggiamo le ore senza tenere conto della differente durata delle ore di luce, per noi l'ora è sempre uguale, ma un tempo, era, insieme alla latitudine, la stagione, a determinare l'estensione del giorno, e con questo la durata delle ore. Se pure la suddivisione poteva essere sempre di dodici ore, dall'alba al tramonto, queste dodici ore erano però di durata notevolmente differente, ore più lunghe d'estate, più brevi in inverno. Di questo teneva conto con grande precisione, con tabelle di calcolo e planetari, ogni buon costruttore di meridiane. Per la società di un tempo era più utile sapere quante erano le ore di luce mancanti al tramonto, che non il minuto esatto del momento. La meridiana segnava, ad esempio, «l'Ave Maria», uno dei momenti importanti della giornata sia dal punto di vista religioso che civile.



Un caso rarissimo in tutta Europa: La meridiana calendariale a ore planetarie.

La meridiana di destra

La meridiana di destra è un orologio solare a ore italiane da campanile e a ore francesi. Indica l'ora delle preghiere e dei servizi, che venivano annunciati anche dal suono della cam-



Il segno del cancro.

panella del campaniletto che dava sul chiostro (vedi immagine). Sul quadrante, sono presenti la linea degli equinozi e due linee solstiziali. Sul nastro decorativo si notano le tracce di un motto «Ora ne serpens...» (trad.: Prega affinché il serpente (il demonio) non ti inganni).

Le ore planetarie della meridiana della chiesa degli Angioli

Questo metodo indica e si riferisce al movimento dei pianeti conosciuti fin dall'antichità, ordinati in sequenza di distanza dalla terra, saturno, giove, marte, venere, mercurio, luna. Anche il sole, in questo sistema è considerato un pianeta. Il professor Augusto Gaggioni, già direttore dei musei etnografici in Ticino, riferendosi alla meridiana con le ore planetarie, l'ha definita grandiosa; è giustificato questo giudizio? Senz'altro sì.

Nella parte centrale si vedono le sette linee diurne, corrispondenti ai giorni di ingresso del sole nei segni. Le sette fasce semicircolari, alternativamente in azzurro e in bianco, indicano i giorni della settimana. Dal centro, qui rappresentato con un sole di colore arancio e rosso, si sviluppa una raggiera che suddivide il quadrante in dodici settori, corrispondenti alla suddivisione del giorno-luce in dodici parti uguali, secondo il sistema accennato sopra. Questo strumento certamente non comune,

indica le influenze planetarie attive in un determinato momento, in un determinato giorno, secondo quanto indicato, ad esempio sull'«Ars Magna Lucis et Umbrae», edito a Roma nel 1646. Intersecando le sette fasce giornaliere la raggiera delimita su ognuna di esse dodici settori, nei quali è indicato il simbolo di uno dei sette pianeti. La particolarità di questa meridiana consiste nel fatto che, caso rarissimo, la tavola dei reggenti (indicazione del pianeta dominante in una certa ora) è associata direttamente alla meridiana, permettendo in questo modo l'identificazione immediata del «reggente» o pianeta dominante. Le meridiane a ore planetarie sono rarissime. Noi, in Svizzera, e proprio a Lugano, ne abbiamo una tra le più notevoli di tutta Europa.



Indicazione dei reggenti (pianeti dominanti).

Quale futuro?

Oggi, questi due strumenti, testimonianze della combinazione tra storia, arte, matematica, astrologia e astronomia rischiano di scomparire per sempre. La speranza che vengano restaurate si fa però sempre più concreta, lo meriterebbero pienamente.

Nadir Sutter

Ore italiane o francesi?

Le nostre meridiane possono essere di diverso genere; *temporali* (il più antico metodo, ore ineguali, dodici ore dall'alba al tramonto e dodici ore dal tramonto all'alba), *planetarie* (ore ineguali con l'indicazione del pianeta dominante ora per ora), *canoniche* (ore ineguali e usate soprattutto per il culto, quelle indicate nei vangeli) o *astronomiche* (inizio a mezzogiorno e durata del giorno di 24 ore). Delle ore «oltramontane» o «francesi», «italiche» e «babiloniche» parleremo qui in modo appena più approfondito, sono quelle che con più probabilità si incontrano alle nostre latitudini.

Uno gnomone (dal greco *gnomon*, indicatore) orizzontale, perpendicolare al muro, indica solitamente le ore italiane, uno inclinato (polare, rivolto al polo nord celeste) indica le ore francesi. In Ticino, l'indicazione maggiormente conservata è quella con un disegno a raggiera e che indica l'ora francese, con l'ora che inizia a mezzanotte e si divide in dodici ore antimeridiane e dodici pomeridiane. Perciò si vedrà come prima ora indicata, per esempio, le sei del mattino e come ultima le nove o le dieci di sera. Questo sistema era definito anche «oltramontano» (intendendo con questo il modo di leggere le ore «al di là dei monti»). Solitamente una «M» serve ad indicare il mezzogiorno. Nel caso di un'indicazione in ore italiane, l'ora «zero» parte dal tramonto. Trascorrono così, tanto per intenderci, dodici ore prima dell'inizio del giorno. In tale lettura il mezzogiorno, indicato con la «M» o anche con il disegno di una campana, potrà perciò corrispondere, a dipendenza della stagione, ad un'ora tra le 16 e le 20. Il terzo caso è quello delle ore babiloniche o canoniche in questo caso il giorno inizia al momento dell'alba (stesso sistema, ma rovesciato, delle ore italiane). Il mezzogiorno corrisponderà così, trascorse sei ore dall'alba, all'ora sesta dei Vangeli.